

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgeb.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Centrum und Sozialdemokratie.

Leipzig, 6. September.

Unter diesem Titel leitartikel die Kölnische Volkszeitung, das Hauptorgan des Centrums, über die Anträge, die zum Münchener Parteitag über die Stellung unserer Partei zum Ultramontanismus eingegangen sind. Sie sagt mit süßsaurer Miene: „Aus allen diesen Anträgen vermögen wir nur das Geständnis herauszulesen, daß man dem Centrum gegenüber recht rat- und hilflos dasteht. Mit keiner anderen Partei beschäftigen sich so viele Anträge. Keine andere Partei macht also der Sozialdemokratie so viel Kopfschmerzen, und das darf uns wohl mit einer gewissen Genugthuung erfüllen.“ Das Blatt meint, das „Centrumproblem“ sei doch schwieriger, als „wagemutige Genossen“ sich vorstellten.

Diese dramatisierenden Redewendungen tragen den Stempel der Verlegenheit zu deutlich an der Stirn, als daß sie im allgemeinen eine ausführliche Kritik erheischen. Das „Centrumproblem“ ist an und für sich sehr einfach, und wir haben uns sehr energisch gegen den Vorschlag ausgesprochen, ihm eine Stelle in der Tagesordnung des Münchener Parteitags einzuräumen. Was darüber zu sagen ist, hat auch Genosse Auer neulich so kurz wie richtig gesagt: „Das Centrum hat, nachdem es die nationalliberale Erbschaft in der Reichstagspolitik angetreten hat, die Kränze im Leibe; an dieser Erbschaft wird und muß es zu Grunde gehen. Schon ruort es in den katholischen Arbeitermassen an allen Ecken und Enden, und das wird immer schlimmer werden, je mehr das Centrum durch die Logik der That-sachen gezwungen wird, sich immer mehr in den Dienst des Brotwuchers und des Militarismus zu Wasser und zu Lande zu stellen. Diesen Entwicklungsprozeß genau zu verfolgen und jede sich bietende Bresche energisch zu benutzen, um in den Centrumsturm einzudringen, das muß unsere Aufgabe und unsere Sorge sein.“ Auer nennt es eine un- verdiente Ehre für das Centrum, ihm eine besondere Stelle auf der Münchener Tagesordnung einzuräumen, und das war auch unsere Meinung, als der Vorwärts eine derartige Forderung stellte.

Woher nun aber die verhältnismäßig zahlreichen Anträge, die von dem Münchener Parteitag eine besondere propa- gandistische Literatur gegen das Centrum verlangen? Unseres Erachtens entspringen sie in der That einer gewissen Hilf- und Ratlosigkeit, und insoweit haben die Rodomontaden des Kölner Centrumsblasses einen winzigen Kern der Berechtigung. Weshalb ist die ultramontane Wirtschaft so viel schwerer zu erschüttern, als ihrer Zeit die nationalliberale Wirtschaft zu

erschüttern war? Sicherlich nicht, weil sie historisch erträg- licher ist. Ganz im Gegenteil! Die nationalliberale Partei hat in dem Jahrzehnt von 1866 bis 1876, wo sie „maß- gebend“ war, immerhin neben allen ihren Sünden in ge- wissem Sinn und in gewissem Grade auch dem historischen Fortschritt gedient; sie hat den deutschen Boden von einer Masse feudal-zünftlerischen Schuttes gesäubert, während das Centrum, wenn es sonst nur künzte, wie es wollte, diesen Schutt wieder nach Deutschland hereinlarren würde. Seine Herrschaft ist wirklich ein ganz schwarzes Bild, ohne die spärlichen Dichtschimmer, die sich der nationalliberalen Herr- schaft bei Alldem nicht abstreifen lassen.

Wenn nun aber doch der Ultramontanismus schwerer zu entwurzeln ist, als der Nationalliberalismus zu entwurzeln war, so liegt es daran, daß er noch über beträchtliche Wählermassen in der Arbeiterklasse verfügen kann. Sind ihm diese abspenstig gemacht worden, so bricht das Centrum zusammen, wie jener thönerne Kobold des Märchens, dem die Goldadern ausgefleckt wurden. Was aber diese Arbeitermassen an das Centrum fesselt, das ist ihr religiöser Wahn. Auf diese Thatfache stoßen unsere Genossen, die in den Gegenden, wo das Centrum herrscht, mit ihnen in täglichen Kämpfen liegen, auf Schritt und Tritt. So entsteht ganz unwillkürlich der Gedanke: Schaffen wir eine propa- gandistische Literatur, die den religiösen Wahn ausrottet! Und dieser Gedanke hat die verhältnismäßig zahlreichen Anträge geboren, die vom Münchener Parteitag eine propa- gandistische Literatur gegen den Ultramontanismus verlangen.

Darin spricht sich nun aber wirklich eine gewisse „Hilf- und Ratlosigkeit“ aus. Man will die Wirkung vernichten, ehe die Ursache beseitigt ist; man will den Wagen vorwärts schieben, indem man die Pferde hinter ihn spannt. Aus dem religiösen Wahn der Arbeitermassen, die dem Centrum noch anhängen, entspringt nicht ihre ökonomische und politische Unklarheit, sondern umgekehrt, aus ihrer ökonomischen und politischen Unklarheit entspringt ihr religiöser Wahn. Der Ultramontanismus weiß recht gut, weshalb er eine Auf- klärungsliteratur, wie sie in den Anträgen von dem Parteitag gefordert wird, nicht eben fürchtet; er hat in diesem Punkte seine historischen Erfahrungen gemacht. Die bürgerliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein hat eine sehr glänzende Literatur gegen den religiösen Wahn hervorge- bracht, mit der Wirkung, daß die Burgeoisie, deren Vor- kämpfer diese Literatur geschaffen hatten, sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, d. h. als der ökonomische und politische Emanzipationskampf des Proletariats los- brach, sich wieder im Schafstall der Kirche zusammen-

drängte, wie eine geängstigte Sammelherde beim Ausbruch des Bewältigers.

Es ist nun freilich richtig: der historische Materialismus, die Grundlage des modernen Sozialismus, bietet ganz andere Mittel, dem religiösen Wahn beizukommen, als die bürgerliche Aufklärung besaß. Erst die historisch-materiale Methode hat uns das Wesen der Religion, die Notwendigkeit ihres Entstehens und Vergehens, erkennen gelehrt. Allein es handelt sich dabei um sehr komplizierte Vorgänge, um sehr weitläufige Zusammenhänge, die sich am wenigsten in Flugschriften erschöpfen lassen. Jeder Ver- such dieser Art ist der Gefahr eines gänzlichen Scheiterns ausgelegt oder gar der noch größeren Gefahr, der sozial- demokratischen Propaganda mehr zu schaden als zu nützen. Wir erinnern nur an die losindischen Broschüren, die vor Jahr und Tag in einem Parteiverlage erschienen und die weit mehr geeignet waren, die religiös schon aufgeklärten Arbeitermassen wieder zu verwirren, als die religiös noch bornierten Arbeitermassen aufzuklären. Es ist begreiflich, daß die ultramontane Presse nach solchen Proben die An- träge, die vom Münchener Parteitag neue Propaganda- schriften gegen das Centrum verlangen, ohne große Sorge betrachtet.

Immerhin — wäre es nur diese Schwierigkeit, so mühte und würde sie überwunden werden, wenn nur auf diesem Wege die dem Centrum noch anhänglichen Arbeitermassen gewonnen werden könnten. Aber wir sagten schon: man kann die Wirkung nicht aus der Welt schaffen, ehe man die Ursache beseitigt hat; man kann den religiösen Wahn, so weit er noch in der deutschen Arbeiterklasse herrscht, nicht beseitigen, ehe man nicht die ökonomische und politische Un- klarheit beseitigt hat, die seine Wurzel ist. Vielmehr ver- schwimmt die Wirkung von selbst mit der Ursache; mit der Erstarkung des ökonomischen und politischen Klassenbewußt- seins in den noch ultramontan gefinnten Arbeitermassen zer- fließt deren religiöser Wahn von selbst, wie ein fader Dunst oder verkrümpft zu einer individuellen Schulle, die nicht weiter bekämpft zu werden braucht, gemäß dem Sage unseres Parteiprogramms: Religion ist Privatangelegenheit.

Man mißverstehe uns nicht dahin, als ob wir wissen- schaftlich gediegene Aufklärungsschriften über das Wesen der religiösen Probleme für überflüssig oder gar schädlich hielten. Sie haben sonst gewiß ihren großen Nutzen, aber als agitatorisch-praktische Waffen gegen die Centrumswirtschaft taugen sie nicht. Da hilft nur, die volksfeindliche und volksverräterische Politik dieser reaktionären Partei Schritt für Schritt aufzudecken, worüber schließlich auch dem religiös borniertesten Arbeiter das Licht der Erkenntnis aufgehen muß und wird.

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Clara Diebig.

Mine sah sich um. Alles leer. Nichts auf der Welt, als sie und dieses Kind. Dieses arme Kind! Ihre irren Blicke richteten sich wieder auf den Lämpel. Immer irrer, immer wirrer. Mit einem grellen Schrei warf sie den Kopf hinten- über, daß ihr der Hut herunterglitt, und der Wind un- gehindert mit ihren Haaren spielte. Er peitschte ihr die feuchten Strähnen ins Gesicht. Jetzt kniff sie fest die Augen zu. Ihre Nasenflügel blähten sich, sie biß die Zähne aufeinander — mit beiden Armen hob sie das Kind in die Höhe — da, ein Rascheln! Zusammenstreichend fuhr sie herum. Da stand ein Tier, ein Vieh, wenige Schritte von ihr; mit blanken Augen äugte es sie an. Sie starrte wieder. Nur durch den Weidenbusch waren sie voneinander ge- trennt. Jetzt kam ein Junges angesprungen, ein hübsch ge- flecktes Rälhchen. Mine rührte sich. Die Rinde stieß elner warnenden, pfeifenden Laut aus, fort sprang das Junge, und die Alte setzte pfeilgeschwind hinterdrein, ihr Kind mit dem eigenen Leib gegen vermeintliche Gefahr deckend. Mine stugte. Sie sagte sich an die Stirn — ihr Hut war weg?! Wobin war der denn gekommen?! Nur besann sie sich.

Mit einem tiefen, zitternden Seufzer raffte sie den Hut vom nassen Gras. Dann hüllte sie Fridchen sorg- fältig ins Tuch ein und bahnte sich einen Weg zurück zur Chauffee.

Mit tief gesenktem Kopf trottete sie dahin. Nur langsam kam sie vorwärts. Kurz vor der Stadt mußte sie einhalten, sie konnte nicht mehr. Sie war ganz schwach; seit der Bahnfahrt hatte sie nichts gegessen. Da fiel ihr der Kuchen der Mutter ein, sie zog ihn hervor, setzte sich auf einen Weilenstein, würgte das trockene Gebäck herunter und gab auch Fridchen davon. Eigent- lich quoll ihr jeder Bissen im Munde, aber mit dem ge- seuchtenen Finger tupfte sie doch noch jeden Krümel auf.

Es war später Abend, als sie in Schwerin anlangte; geradenwegs ging sie auf den Bahnhof. „Trag's Mädel nur hin, wo De's hergeholt hast!“ — Ja, das wollte sie. Aber sie mußte warten, der Zug nach Berlin ging erst morgens um sechs.

Sie ließ dem Kinde Milch geben, selbst genos sie nichts, immer noch hatte sie den Geschmack des Kuchens auf der Zunge, und der machte ihr übel. Im Wartesaal vierter Klasse sah sie in einer Ecke der Holbank die ganze lange Nacht und brütete vor sich hin. Fridchen schlief fest an ihrer Brust.

So kam der Morgen. — Mine sah wieder in der Eisenbahn und fuhr nach Berlin zurück. Ein schöner Morgen war's, wie gestern auch, hell, strahlend, freundlich. Wieder waren da Leute, die mit ihr ein Gespräch anfangen wollten, aber sie gab keine Antwort. Sie sah auch nicht auf Fridchen. Stier blicke sie zum Fenster hinaus und preßte die Lippen fest zusammen. Keiner sollte sie stören. Sie versenkte sich ganz in das, was sie thun mußte.

Anabänderlich stand jetzt ein Entschluß in ihr fest

— in der langen, bangen, durchwachten Nacht war er ihr gekommen — sie hatte ihn wie eine Hoffnung be- grüßt und sich daran geklammert mit allen Sinnen.

Kam es nicht in Berlin oft genug vor, daß Kinder ausgelegt wurden, noch viel kleinere als Fridchen? Und diese Kinder wurden aufgetrieben und versorgt; nein, denen geschah kein Leid! Da gingen viel zu viel Menschen vorüber, so ein Kleines kam nicht am Wege um. Und so ein hübsches Kind, wie die Fridchen, nach dem würden alle sehen. — —

Es war Vormittag, als Mine in Berlin eintraf. Die Gemeindefchule in der Ballasstraße war gerade aus, als sie hinter dem botanischen Garten anlangte. Sie war eilig hierher gelaufen; hier mußte sie so ein passendes Plätz- chen, an dem sie oft mit den Wildnerischen Kindern ge- sessen. Bausteine lagen da, und die alten Bäume des Gartens schatteten über die Mauer.

Die Elsholzstraße war so feyn und ruhig, es rollen nicht viel Wagen, ein Kind kam nicht leicht in die Gefahr, überfahren zu werden. Lauter hübsche Häuser; ruhige, feine Leute wohnten darin, bei denen es ein Kind wohl gut haben würde. Der botanische Garten hauchte ge- sunden Duft aus nach Erde und Grün, dieser Duft würde Fridchens Bäckerchen schon röten.

Hier gestiel es Mine. Sie setzte sich mit Fridchen nieder. Lustige Kinder spielten in der Nähe, hatten kleine Gruben in den ungepflasterten Boden gemacht und ließen Murneln hineinrollen; wie Schwalbengezwitscher wir- ten ihre Stimmen durcheinander.

Mine sah ihnen eine Weile zu. Dann setzte sie ihre Kleine auf den sonnenbeschienenen Boden, zwischen die Steine, daß sie nicht umfallen konnte, steckte ihr die Kuchenschnecke ins Händchen, die sie von den letzten Pfennigen gekauft, zog ihr sorglich den Mantel über die